



SARINA
BOWEN

WAS WIR IN UNS SEHEN

ROMAN

BURLINGTON UNIVERSITY

LYX

INHALT

Titel	
Zu diesem Buch	
Leser:innenhinweis	
Widmung	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	
23	
24	
25	
26	
27	

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

Epilog

Die Autorin

Die Romane von Sarina Bowen bei LYX

Impressum

SARINA BOWEN

Was wir in uns sehen

BURLINGTON UNIVERSITY

Roman

*Ins Deutsche übertragen
von Wanda Martin*



ZU DIESEM BUCH

Für Chastity war es Liebe auf den ersten Blick: Seit Jahren empfindet sie für ihren besten Freund Dylan Shipley mehr, als sie sollte. Er versteht sie wie kein anderer und weiß genau, was sie alles durchmachen musste – bloß von Chastitys Gefühlen hat er keine Ahnung. Dass sie ihm an die Burlington University folgen und gemeinsam mit ihm studieren wird, steht für sie dennoch außer Frage. Doch am College lernt sie eine Seite an Dylan kennen, die so gar keine Ähnlichkeit mit dem netten Jungen von nebenan hat: Der neue Dylan ist nicht nur der begehrteste Student des Campus, er liebt auch Partys, und die Frauen liegen ihm reihenweise zu Füßen. Nur in Chastity scheint er nach wie vor nicht mehr als seine beste Freundin zu sehen. Aber sie ist nicht bereit, das Feld kampflos zu räumen. In einer leidenschaftlichen Nacht überschreiten die beiden die Grenzen ihrer Freundschaft, als sie Dylan bittet, ihr nicht nur in Algebra Nachhilfe zu geben, sondern auch im Bett. Und danach ist nichts mehr, wie es war ...

Liebe Leser:innen,

dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte.

Deshalb findet ihr [hier](#) eine Triggerwarnung.

Achtung: Diese enthält Spoiler für das gesamte Buch!

Wir wünschen uns für euch alle
das bestmögliche Leseerlebnis.

Euer LYX-Verlag

Für Vermont. Bleib so verrückt, wie du bist.

1

Chastity

»Bitte sei vorsichtig, Chastity. Trink nichts, was dir nicht in einer ungeöffneten Flasche gegeben wird – es sei denn, Dylan ist derjenige, der es dir einschenkt.«

»Ich werde aufpassen, Leah«, erwidere ich. Aber gleichzeitig verdrehe ich die Augen vor dem Spiegel, in dem ich mich gerade ein letztes Mal von oben bis unten betrachte, bevor ich zu meiner ersten Collegeparty gehe.

Das Festnetztelefon des Wohnheimapartments hat ein langes Spiralkabel, das sich gerade eben bis ins Bad ziehen lässt. Somit kann ich mir Leahs Bedenken anhören und gleichzeitig mein Aussehen checken.

Mit zusammengekniffenen Augen betrachte ich mein Spiegelbild und schließe den zweiten Knopf meiner Bluse. Dann knöpfe ich ihn jedoch wieder auf. Ich möchte attraktiv wirken, aber mein Oberteil soll nicht schreien: HIER, GUCK MAL, MEINE BRÜSTE.

Es ist ein schmaler Grat.

»Geh nicht in den Keller«, sagt Leah. »Da spielen sich immer die ganzen dummen Geschichten ab.«

»Was denn für dumme Geschichten?«, frage ich, hellhörig geworden. Ich wüsste nicht, dass Dylans Haus in der Spruce Street überhaupt einen richtigen Keller hat. Aber wenn, dann würde ich wahrscheinlich trotz Leahs Warnung hinuntergehen. Anscheinend kapiert keiner, was für eine Lust ich auf dumme Geschichten habe. Und schon immer hatte. Es ist nur so, dass sich mir in meinem Leben noch nicht viele Gelegenheiten dazu geboten haben.

»Sei einfach vorsichtig. Vertrau auf dein Bauchgefühl. Es gibt Männer, die machen Mädchen betrunken oder high, nur um an sie ranzukommen.«

»Ich werde sehr vorsichtig sein«, verspreche ich, weil sich dieses Gespräch auf diese Art einfach am schnellsten beenden lässt.

Leah meint es gut. Sie ist bloß acht Jahre älter als ich, sieht sich aber als meine Beschützerin. Vor zwei Jahren – mit neunzehn – bin ich von der Sekte abgehauen, in der wir beide aufgewachsen sind.

Ich schulde ihr viel. Obwohl wir bloß entfernte Cousinen sind, hat sie mich ohne viel zu fragen bei sich aufgenommen. Meine Zukunft und ich liegen Leah am Herzen, was deutlich mehr ist, als ich von meinen richtigen Eltern behaupten kann. Wäre ich auf der Paradise Ranch geblieben, wäre ich inzwischen mit einem fünfzigjährigen Mann verheiratet, der noch vier weitere Frauen hat.

Wenn Leute davon hören, sagen sie manchmal, wir hätten eine »schillernde Vergangenheit«. Aber das genaue Gegenteil ist der Fall. Es war überhaupt nicht schillernd, es war echt trostlos. Und deshalb stehe ich jetzt hier in einer weinroten Seidenbluse aus dem Secondhandladen und einer engen Jeans, die mir auf der Ranch eine Tracht Prügel eingebracht hätte.

Leah hat mir vor zwei Jahren meine erste Jeans gekauft. Ich zog sie sofort an und kam mir sehr kühn dabei vor. Dann schaute ich in den Spiegel und dachte: *Hure*. So haben sie mich nämlich immer genannt.

Manchmal höre ich ihre Stimmen noch in meinem Kopf. Für sie war ich eine Hure. Und das nur, weil ich einen Jungen geküsst hatte.

»Kommst du dieses Wochenende nach Hause?«, fragt Leah. Mit *nach Hause* meint sie ihre Farm in Tuxbury, die etwa eine Autostunde von der Uni in Burlington entfernt liegt.

»Ich glaube schon.« Ich drehe die Kappe von meiner einzigen Tube Lipgloss und ziehe vor dem Spiegel meine Lippen nach.

»Hast du Dylan von deiner Idee erzählt?«

»Noch nicht.« Und das ist einer der Gründe, warum ich zu der Party bei ihm gehe.

Es ist Mittwoch, und da treffen wir uns eigentlich immer zur Nachhilfe. Aber heute ist er nicht aufgetaucht. Ich besitze kein Handy, wahrscheinlich habe ich deshalb nichts von ihm gehört. Er muss auf dem Festnetz angerufen haben, als ich nicht da war.

Dylan ist ein bisschen unzuverlässig, aber er ist ein guter Freund. Er hat noch nicht einen Mittwochstermin verpasst. Diese eine Stunde in der Woche ist ein zweischneidiges Schwert für mich. Ich verbringe liebend gern Zeit mit Dylan. Aber Algebra. *Uff*. Das ist nicht meine Stärke. Ich versuche dabei die ganze Zeit, weder dumm noch liebeskrank rüberzukommen – mit unterschiedlichem Erfolg.

Ersteres gelingt mir vermutlich nicht, aber Dylan hat keine Ahnung, was ich für ihn empfinde, und ich habe vor, es dabei zu belassen.

»Ich hoffe, Dylan gefällt deine Idee«, sagt Leah. »Sie hat großes Potenzial. Freitags- und samstagabends steht euch die Küche zur freien Verfügung. Diese Zeiten bucht nie jemand.« Leah stellt edle Käsekreationen her, was jedoch ein Saisongeschäft ist. Deshalb vermietet sie die Gewerbeküche ihrer Molkerei in den Wintermonaten an andere Unternehmer.

»Wenn Dylan mitmacht, wird er sich für Samstag entscheiden«, sage ich zu ihr. »Die Freitage sind seiner schrecklichen Freundin vorbehalten.«

»Schscht!«, zischelt Leah. »Kann sie dich nicht hören?«

»Nein. Sie ist nicht da.« Der größte Fehler meines Collegelebens – der ganzen vier Wochen hier – war es, Dylan darum zu bitten, dass er mir am Einzugsstag hilft, meine Sachen ins Wohnheim zu bringen.

Wenn ich so darüber nachdenke, hatte ich ihn nicht mal darum gebeten. Er hat es von sich aus gemacht. Er fuhr

mich in seinem alten Pick-up zur Uni und setzte mich beim Wohnheimbüro ab, damit ich meine Schlüssel holen konnte.

Und ich war ihm unheimlich, unheimlich dankbar. Bis zu dem Moment, als Dylan meinen einzigen Karton ins Wohnheim trug. Ich war so nervös, dass ich das Gefühl hatte, mich gleich übergeben zu müssen, aber Dylan pffte fröhlich vor sich hin, während er mir voran durch den Flur zu Apartment 302 ging.

»Mach auf«, hat er nett gesagt. »Mal sehen, ob die Wohngötter dir wohlgesinnt waren.«

Waren sie nicht. Ich meine – das Apartment ist in Ordnung. Mein Bett steht nicht im selben Zimmer wie Kaitlyns. Wir teilen uns nur zu zweit das Bad. Ich habe einen Schreibtisch, eine Kommode und ein Fenster. Ich kann mich nicht beschweren.

Ich hatte gehofft, eine Mitbewohnerin zu bekommen, mit der ich mich anfreunde, doch Kaitlyn zeigte mir sofort die kalte Schulter. Sie hat kaum in meine Richtung geschaut.

Dylan hat sie dagegen nicht ignoriert. Man kennt doch diesen Satz: »Ihre Augen fingen an zu leuchten«? Tja, ich habe noch nie gesehen, wie jemanden so offensichtlich und plötzlich die Lust überkommen hat. Sie war wie eine Cartoonfigur mit Herzchen in den Augen.

»Ist das dein Bruder?«, fragte sie.

»So ungefähr«, hat Dylan leise lachend geantwortet.

»Wir leben auf benachbarten Farmen.«

»Wie süß«, hat sie geschleimt.

Und während ich dann meine wenigen Habseligkeiten verstaute, hat sie ihn vollgequatscht. Ich erfuhr alles über ihr Leben in Manhattan und ihren Ärger mit dem Barnard College – wo auch immer das sein mag. »Es gab da einen kleinen Flirt mit einem Professor«, sagte sie seufzend. »Der nahm kein gutes Ende. Meine Familie ist entsetzt.« Sie schenkte ihm ein sexy Grinsen. »Hier bin ich nun also, ins Hinterland verbannt, um fertig zu studieren.«

»Willkommen an der Moo U«, sagte Dylan mit einem trügen Lächeln. »Nicht gerade New York City, aber bei uns kann man auch seinen Spaß haben.«

Gleich am nächsten Tag fragte sie mich nach seiner Nummer. »Ich will wissen, ob er mir eine Reinigung empfehlen kann. Er hat gemeint, ich könne ihn alles fragen.«

»Es würde mich wundern, wenn Dylan jemals was zu einer Reinigung gebracht hat«, habe ich erwidert. Aber ich gab ihr trotzdem seine Nummer.

Großer Fehler.

In der darauffolgenden Woche kam sie zweimal nachts überhaupt nicht nach Hause. Zuerst dachte ich, das wäre eine super Entwicklung. Ich fand es toll, das Apartment für mich allein zu haben. Doch dann – ich lief gerade über den Campus und gratulierte mir innerlich dazu, eine Abkürzung zum Mathe-Fachbereich gefunden zu haben – sah ich die beiden. Kaitlyn stand mit Dylan unter einem Baum. Dann hat er sich vorgebeugt und sie geküsst.

Nein ... das trifft es nicht ganz. Er hat sie praktisch an Ort und Stelle *verschlungen*, am helllichten Tag, zwischen den Kursen. Ich bin noch nie im Leben schneller abgehauen.

Drei Wochen später bin ich immer noch nicht darüber hinweg. Mir war bewusst, dass Dylan schon jede Menge Sex hatte. Seine Zwillingschwester bezeichnet ihn als »die Schlampe der Familie«. Es hängen immer irgendwelche Mädchen aus seinem Highschool-Jahrgang auf der Shipley Farm ab und fahren vorne in seinem Pick-up mit. Ich bin immer eifersüchtig auf diese Mädchen.

Aber Kaitlyn? Allein die Vorstellung von ihr und Dylan macht mich wahnsinnig. Es ist auch ganz egal, ob ich das jetzt im Moment laut ausspreche. Kaitlyn ist mit ziemlicher Sicherheit gerade bei Dylan zu Hause. Sollte sich herausstellen, dass er unsere Nachhilfestunde mit ihr statt mit mir verbracht hat, wäre das ein herber Schlag.

Aber Dylan wird es wiedergutmachen. Er ist wirklich ein guter Freund.

»Berichte mir, wie es gelaufen ist«, sagt Leah. »Ich bringe Maeve jetzt mal lieber ins Bett. Ich kann hören, wie sie Isaac anbettelt, noch eine Geschichte vorzulesen.«

»Gib ihr einen Gutenachtkuss von mir«, sage ich. »Ich rufe dich noch mal wegen des Wochenendes an und gebe dir Bescheid, ob wir die Küche Samstagabend brauchen.«

»Viel Spaß heute Abend, Chass. Sei nur –«

»... vorsichtig. Ich weiß, Leah. Werde ich sein.«

Wir legen auf. Ich werfe noch einen letzten Blick in den Spiegel, nehme dann meinen Rucksack und verlasse das kleine Apartment.

Ich eile die zwei Treppenabsätze hinunter und gehe auf die Ausgangstür des Wohnheims zu. Draußen ist es schon dunkel, und ich kann in der Glastür mein Spiegelbild sehen. Durch den Schulterriemen meines Rucksacks ist die Bluse ein wenig verrutscht und ein klitzekleines Stück meines BHs blitzt darunter hervor.

Als ich ruckartig stehen bleibe, um das zu richten, läuft jemand von hinten in mich hinein.

Wir schreien beide unisono auf.

»Sorry!«, kreische ich und drehe mich herum.

»Nein, das war voll meine Schuld«, stammelt das andere Mädchen. Ihr Name ist Ellie, glaube ich. Wir sind im gleichen Englischkurs. Sie hält mir die Tür auf. »Dein Outfit sieht übrigens gut aus. Hör auf, am Kragen herumzuzupfen.«

»Äh, danke.«

»Hast du ein Date? Ziemlich schick für einen Mittwochabend.« Wir schlagen auf dem Gehweg dieselbe Richtung ein. »Ich gehe in die Bibliothek, so eine Stimmungskanone bin ich.«

»Ach, ich war heute schon vier Stunden dort«, versichere ich ihr. Ich erzähle ihr nicht, dass ich die ganze Zeit nur darauf gewartet habe, dass Dylan Shipley zur

Nachhilfe auftaucht. »Ich gehe auf eine Party außerhalb vom Campus.«

»Tatsächlich«, sagt Ellie grinsend. Sie hat den Mund voll mit diesen Zahnsparren-Brackets. Tragen die denn nicht nur Kinder? Es ist zwei Jahre her, dass ich die Sekte verlassen habe, in der ich aufgewachsen bin, doch vieles finde ich immer noch verwirrend. Vierundzwanzig Monate sind keine große Zeitspanne, um die ganze Welt verstehen zu lernen. »Viel Spaß dir. Ich versuche derweil, Aristoteles zu kapieren.«

»Cool.« Was Aristoteles ist, weiß ich auch nicht.

Sie greift nach meiner Hand und zieht sie vom zweiten Knopf meiner Bluse weg, an dem ich herumgefummelt habe. »Nicht dran rumspielen. Dadurch lösen sich die Knöpfe.«

»Stimmt. Aber ...« Ich zögere. »Ist es zu viel?« Ich wedele mit einer Hand vor meiner Brust herum.

»Zu viel was? Sexyness? Auf keinen Fall. Wenn ich Brüste hätte, würde ich sie mit Stolz tragen. Wen auch immer du damit beeindrucken willst – derjenige wird es toll finden.« Sie winkt mir und tritt in Richtung Bibliothek davon. »Viel Spaß!«, ruft sie über ihre Schulter.

Immer noch unsicher laufe ich weiter. Jetzt zu Dylan zu gehen, ist wahrscheinlich ein Fehler. Ich habe keine Ahnung, warum er unseren Nachhilfetermin heute hat platzen lassen. Das passt nicht zu ihm. Andererseits hat er viel um die Ohren. Außerdem bin ich hier diejenige ohne Handy.

Es ist nicht Dylans Schuld, dass ich von vier bis halb acht wie ein Dummkopf in der Bibliothek gesessen und die Abendessenszeit verpasst habe. Aber wenn es um Dylan geht, war ich schon immer ein bisschen blöde.

Mir knurrte der Magen, als ich es schließlich aufgab, auf ihn zu warten. Auf dem Nachhauseweg blieb ich vor dem Mini-Markt stehen und überlegte, was man sich wohl für zwei Dollar kaufen kann. Eigentlich nur Süßigkeiten.

Ich habe nichts gekauft, bin aber Dylans Mitbewohner begegnet, einem echten Original namens Rickie.

»Chastity!«, rief er aus, als er mit einer vollen Einkaufstüte mit diversen Sorten Chips in der einen Hand und einem Beutel Eiswürfeln in der anderen aus dem Laden kam. »Was geht, die Dame? Kommst du nachher vorbei?«

»Wegen ...?« Ich bin erst ein Mal in ihrem Haus gewesen. Es liegt ziemlich weit ab vom Schuss, deshalb trifft sich Dylan immer auf dem Campus mit mir.

»Die Party! Hat Dylan dir nicht Bescheid gesagt?«

Hat er nicht. Aber das ließ ich mir nicht anmerken. »Ich habe Dylan heute nicht getroffen«, erklärte ich ihm. »Weißt du zufällig, wo er war?«

»Zu Hause in Tuxbury«, sagte Rickie. »Shit, Chastity. Er meinte, er würde dich anrufen. Die Ziegen sind ausgebüxt und haben was gefressen, was sie nicht sollten.«

»Oh nein!«

»Doch. Er bekam einen Anruf, es wurde herumgeschrien, und dann ist Dylan in den Pick-up gestiegen und nach Hause gefahren. Aber er wird um neun zur Party zurück sein. Komm vorbei. Ich mache heißen Apfelpunsch und Guacamole.«

Mein Magen grummelte, und die Entscheidung schien einfach.

Aber während ich jetzt bergan auf das viktorianische Haus zu stapfe, in dem Dylan mit Rickie und noch einem anderen Kerl namens Keith wohnt, zweifle ich an sämtlichen Lebensentscheidungen von mir. Wahrscheinlich werde ich mich mit Fremden unterhalten müssen, was nicht gerade meine Stärke ist.

Oder alle werden mich einfach ignorieren, was auch öde Aussichten sind.

Außerdem wären da noch die unfertigen Algebra-Hausaufgaben in meinem Rucksack. Wenn ich jetzt da

auftauche, wird Dylan sich bloß schuldig fühlen, weil er unseren Termin verpasst hat.

Trotzdem treiben mich zwei Dinge weiter bergan. Zuerst mal die Guacamole. Bevor ich als neunzehnjährige Ausreißerin nach Vermont kam, hatte ich noch nie zuvor eine Avocado gesehen – und damit echt was verpasst. Das zweite ist eine krankhafte Neugierde. In den vier Wochen, seit ich an der Burlington University bin, habe ich den College-Dylan immer nur kurz erlebt. Und ich möchte mehr herausfinden.

Der Dylan, den ich aus Tuxbury kenne, ist der Familien-Dylan. Er melkt Ziegen und Kühe. Er pfeift auf der Obstwiese beim Äpfelpflücken vor sich hin. Er zieht zum Heustapeln sein T-Shirt aus. Er nimmt sich am Esstisch noch einen dritten Nachschlag. Er streitet mit seinen Geschwistern und begleitet seine Mutter in die Kirche.

Und was noch? Er ist mir ein guter Freund.

Der College-Dylan ist jedoch anders. Und zwar – na gut – noch faszinierender. College-Dylan trinkt und kiff und hat (soweit ich es beurteilen kann) jede Menge Sex. Manchmal mit meiner bösen Mitbewohnerin.

Niemals mit mir.

2

Chastity

Seit Einbruch der Dunkelheit sind die Temperaturen drastisch gesunken, deshalb zittere ich, als ich beim Haus ankomme.

Trotzdem bleibe ich ein, zwei Minuten auf dem Weg zur Haustür stehen, um mich zu orientieren. Es ist ein schönes Haus in einer von Bäumen gesäumten Straße. Es hat drei Etagen und mehrere Dachfirste. Dylan sagt, er habe Glück, hier zu wohnen. Rickie verlangt nicht viel Miete. Heute Abend leuchtet das Haus wie ein Halloweenkürbis, hinter sämtlichen Fenstern brennt gelbes Licht.

Obwohl die Fenster geschlossen sind, dringen Stimmen – viele Stimmen – zu mir herüber. Und Musik. Die Geräusche von Leuten, die Spaß haben. Je länger ich so dastehe, desto weniger kann ich mir vorstellen hineinzugehen. Ich werde niemanden kennen außer Rickie und Dylan. Und Kaitlyn, die sowieso nicht mit mir reden wird.

Am Erkerfenster entdecke ich Dylan. Das ist nicht schwer. Seit dem Tag vor zwei Jahren, als ich ihn kennengelernt habe, besitze ich eine Antenne für den Dylan-Shipley-Sender. Seine große Gestalt und seinen dichten, welligen Haarschopf würde ich überall erkennen. Alle Shipleys haben braune Haare, aber Dylans sind von helleren Strähnen durchzogen. So als hätte die Sonne ihn ein kleines bisschen lieber als alle anderen.

Er wendet mir den Rücken zu, sodass ich seine lachenden Augen nicht sehen kann. Aber er gestikuliert beim Reden und schwenkt dabei heftig eine zwischen zwei Finger geklemmte, fast vergessene Bierflasche. Man

braucht ihn nur anzusehen, um zu wissen, dass er ein fröhlicher Mensch ist.

Fröhlich und außerdem *nett*. Und herzlich. Und urkomisch.

Okay, ich schaffe das.

Ich marschiere die Verandastufen hinauf und öffne die große Eichentür, hinter der mich glänzende Holzfußböden erwarten und ein Türbogen, durch den es ins Wohnzimmer geht. Am Fenster steht Dylan in seinem typischen Outfit – abgetragene Jeans und ein enges T-Shirt. Und da Oktober ist, hat er ein Flanellhemd darübergezogen, dessen Ärmel über seinen muskulösen Unterarmen hochgekrempt sind.

»... diese Ziegen sind verdammte kleine Houdinis. Griff ruft mich mindestens einmal täglich an, um sich zu beschweren. Heute hatten sie allerdings sämtlichen Spinat und Grünkohl meiner Mom gefressen, deshalb hat er mich angeschrien, als ich ans Telefon ging.« Kopfschüttelnd trinkt Dylan einen Schluck aus der Bierflasche in seiner Hand. »Ich bin heimgefahren, damit er sich beruhigt. Als würde das überhaupt was bringen. Und als ich dort ankomme, will er, dass ich den Zaun höher mache, ja? Also gucke ich mich um ...«

Ich kenne die besagten zwei Milchziegen. Das sind listige, kleine, wahnsinnig niedliche Tiere. Dylan hat sie sehr gern. Vielleicht sogar noch lieber als seine Kühe.

»... und der Zaun ist total *in Ordnung*. Also hab ich Mister Grummelig gefragt, ob er vielleicht zuvor einen Futtereimer ins Ziegengehege gestellt hatte. Und er so: ›Was wäre, wenn?‹ Und daraufhin frage ich, ob ein Deckel drauf war. Und er sagt: ›Woher weißt du das?‹« Dylan schüttelt den Kopf, als könne er so viel Dämlichkeit nicht fassen. »Na, weil du mir hier den Allerwertesten aufreißt, obwohl du der Blödmann bist, der diesen kleinen Scheißerchen einen Eimer hingestellt hat, auf den sie klettern und *über den Zaun steigen* können.«

Alle lachen leicht angetrunken. Es sind vielleicht ein Dutzend Leute im Wohnzimmer. Ein Grüppchen sitzt auf dem Fußboden und reicht einen kleinen Kürbis herum. Jemand hat ihn mit zwei Röhrchen ausgestattet, die auf beiden Seiten herausstehen. Es ist eine Kürbis-*Wasserpfeife*.

Man nimmt einen Zug und reicht sie weiter. Ich habe das allerdings noch nie gemacht. Bis letzten Monat kannte ich Gras nur aus Filmen. Ich hatte den Geruch in Dylans Pick-up wahrgenommen, ohne zu wissen, um was es sich handelte.

Die Uni bildet eben.

Mein Blick bleibt an der Couch hängen, die ebenfalls besetzt ist. Die, die dort sitzen, hören Dylan allerdings nicht zu, denn sie sind zu beschäftigt damit, miteinander rumzumachen. Das Ganze wäre nicht weiter bemerkenswert, wenn sie nicht zu *dritt* wären. Zwei Mädchen und ein Kerl. Mir ist noch nie in den Sinn gekommen, dass sich drei Leute gleichzeitig küssen könnten, aber sie scheinen das ganz prima hinzukriegen.

Ich kann den Blick nicht davon lösen. Es ist ein zugleich schönes und verwirrendes Bild. Der Junge hat die Augen zu. Ich sehe kurz seine Zunge, als ihre Münder neu zusammenfinden. Seine Hand steckt unter dem Oberteil eines der Mädchen. Und dieses Mädchen hat seine Hand auf der Brust des *anderen* Mädchens. Während ich zuschaue, fährt sie langsam mit dem Daumen über die Brustwarze. Sie zeichnet sich hart unter dem T-Shirt ab.

Okay, wow. Ich hätte nicht gedacht, dass mich das antörnen würde, aber bitte. Ehrlich gesagt, törnt mich vieles an. Das war schon immer so. Seit ich dreizehn bin, tobt in mir ein Kampf darüber, was ich denken sollte und woran ich tatsächlich denke.

Ich hoffe inständig, dass niemand Gedanken lesen kann.

Musik wummert im Hintergrund, während Dylan seine Geschichte über die Ziegen zu Ende erzählt. Seine Mutter

ist sauer, weil sie sich durch ihren Gemüsegarten gefressen haben. »Und ohne ein hübsches Grünkohlbeet kann man sich quasi nicht als Vermonter Farmerin bezeichnen. Was werden die Nachbarn sagen?«

Alle lachen. Mein Blick verweilt bei Kaitlyn, als diese die Wasserpfeife weiterreicht, nachdem sie daran gezogen hat. Meine böse Mitbewohnerin schaut mit Sternchen in den Augen zu Dylan hoch.

Das kann man ihr schlecht vorwerfen, denn ich gucke ihn wahrscheinlich genauso an. Es ist buchstäblich das Einzige, was wir gemeinsam haben.

Kaitlyn steht auf, als Dylan zum Ende seiner Geschichte kommt. Sie nimmt ihm das Bier aus der Hand und trinkt einen kräftigen Schluck. Ich schätze, das ist eine Art, Besitzansprüche auf ihn anzumelden. Es weckt in mir den Wunsch, ihr eine zu klatschen. »Komm, Dyl«, sagt sie in dem Augenblick, als er zu reden aufhört. »Du hast gesagt, ich darf dir etwas vorspielen.«

»Ja, okay. Cool.« Zusammen gehen sie einen Schritt in meine Richtung. Da hebt Dylan den Kopf und bemerkt mich. »Chastity! Hallo!« Er zieht mich in eine Shipley-typische Ganzkörperumarmung – eine von der Sorte, auf die ich nie so ganz vorbereitet bin. »Gott, tut mir leid wegen heute Nachmittag. Rickie meinte, du hast gewartet.«

Autsch. Ich wünschte, Rickie hätte das nicht erwähnt.

»Schon g...gut«, stammele ich, während seine Arme mich umschließen. Kurz drückt seine feste Brust gegen meinen Oberkörper. Das Flanellhemd, das er trägt, kann die Muskeln darunter nicht verhüllen.

Seine Umarmungen bringen mich immer aus der Fassung. Ich zähle bis drei und trete dann einen Schritt zurück, damit ich mich nicht dabei ertappe, wie ich allzu lange unbeholfen seinen Rücken tätschele. Das passiert mir manchmal.

Ich bin jetzt seit zwei Jahren in Vermont, und während ich mir vieles erschlossen habe – zum Beispiel Netflix und Nagellack –, machen diese kleinen Zusammentreffen mich immer noch verlegen. Auf der Ranch hat ein Mann *niemals* ein Mädchen umarmt, das nicht seine Frau war. Wir haben einander nicht einmal die Hand gegeben.

Heute bin ich eine annehmbare Händeschüttlerin, und es gibt auch einige Menschen, die ich ohne Schwierigkeiten umarmen kann. Dylan gehört allerdings nicht dazu. Ich stehe dermaßen auf ihn, dass ich bei jeder Umarmung wie eine nervöse Versagerin rot anlaufe.

»Ich habe angerufen«, sagt er.

»W...was?«

»Ich habe auf dem Festnetz in eurem Apartment angerufen. Kaitlyn meinte, sie lässt dir einen Zettel da.«

»Hab ich auch«, blafft Kaitlyn. »Auf dem Schreibtisch. Wollten wir nicht nach oben gehen?« Sie zupft leicht an Dylan.

»Moment.« Dylan macht sich von ihr los und legt mir eine seiner großen Hände auf die Schulter. »Komm kurz mit in die Küche. Hast du was gegessen? Mom hat mir Linsensuppe mitgegeben.«

Mir knurrt der Magen, aber Gott sei Dank ist es auf der Party so laut, dass es niemand hören kann. Zusammen mit Dylan drehe ich mich zur Küche um. Ich kann beinahe *fühlen*, wie Kaitlyns Wut mir entgegenschlägt.

Es ist komisch, aber ich verspüre keinerlei Schuld. Schuldgefühle und ich sind normalerweise ganz dicke Freunde. Aber bei Kaitlyn genieße ich diese kurzen Momente, wenn sie sich ärgert. Wahrscheinlich weil ich weiß, dass es keine Rolle spielt. Sie hat, was ich will, und es besteht null Chance, dass ich es jemals bekomme.

»Sieh an, wer da ist!«, sagt Rickie vom Herd aus, wo er gerade einen Topf mit einer dampfenden Flüssigkeit darin umrührt. Es duftet himmlisch. »Leute, der Apfelpunsch ist fertig. Wer möchte?«

»Ich hätte sehr gern welchen«, sage ich. Das ist der Duft von Vermont – Äpfel und Zimt. Und Marihuana, schätze ich.

»Kaitlyn?«, bietet er an.

»Warum nicht?« Sie schnaubt. »Muss ich doch, oder? Solange ich auf die Moo U gehe, werde ich wohl Cider trinken, eine Beanie Mütze tragen und alle immer nach ihrem bevorzugten Geschlechtspronomen fragen.«

»Du kannst dich glücklich schätzen«, sagt Rickie fröhlich. »Verbrenn dir nur nicht die Zunge. Die brauchst du nachher wahrscheinlich noch.« Mit einer Kelle füllt er Apfelpunsch in eine Reihe Becher auf der Arbeitsplatte. »Hier, Chastity. Hey, schönes Oberteil. Wawawumm! Der herbstliche Ausschnitt gefällt mir.«

Sofort wird mir heiß im Gesicht. Ich schnuppere ausgiebig an dem Apfelpunsch, um meine Verlegenheit zu überspielen. »Duftet toll, danke.«

Dylan wärmt bereits die Suppe in der Mikrowelle auf und nimmt Schüsselchen aus dem Schrank. »Suppe? Rickie? Kait?«

»Zu viele Carbs«, sagt Kaitlyn.

»Apfelpunsch hat auch Kohlenhydrate«, wendet Dylan ein.

»Aber in den kann ich Rum kippen«, sagt sie und nimmt einen Becher.

»Bleibt mehr für mich.« Dylan zuckt mit den Schultern. »Setz dich, Chastity. Uuh, Guacamole.« Er schnappt sich die große Schüssel und stellt sie zusammen mit einer Tüte Chips auf den Tisch.

Dylan und ich setzen uns einander gegenüber an den Tisch. Rickie lehnt die Hüfte gegen die Arbeitsplatte und nippt an seinem Punsch, während Kaitlyn durch die Küche tigert und sichtlich vor Ungeduld kocht, weil Dylan es nicht zu merken scheint.

Ich werde mich nie daran gewöhnen, dass die zwei ein Paar sind. Nie. Laut seinen Freunden und seinen

geschwätzigen Familienangehörigen (man unterschätze nie Grandpa Shipleys Beobachtungsgabe) war Dylan immer ein überzeugter Single. Jedenfalls, bis Kaitlyn ihn sich geschnappt hat.

Dylan ist ein Mensch, der immer das Beste in allen sieht. Während ich es also für offensichtlich halte, dass sie eine Zicke ist, sieht er nur ihr glänzendes Haar. Und ihren glänzenden Lipgloss. Und ihren schlanken kleinen Körper in der teuren Kleidung.

Anders kann ich es mir nicht erklären. Nicht, dass ich es nicht versucht hätte. Dabei geht es mich eigentlich gar nichts an.

Ups.

»Chass, können wir Algebra morgen beim Frühstück nachholen?«, fragt er mich jetzt. »Ich habe erst um zehn einen Kurs.«

»Klar. Okay. In der Mensa?« Kaitlyn geht nie frühstücken, ich werde mit ihr also nicht zu tun haben. Es ist schon schwer genug, meine Doofheit vor Dylan zuzugeben. Da brauche ich nicht auch noch ihr Stirnrunzeln.

»Ja, geht klar.« Er hebt seine Suppenschale hoch und trinkt den letzten Rest aus.

»Mach schon«, drängelt Kaitlyn. »Ich warte.«

Ich schaue weg, denn ich weiß, was als Nächstes kommt.

»Komme«, sagt Dylan fröhlich. Er schiebt seinen Stuhl zurück und trägt seine Schale zur Spüle, wo er sie sorgfältig ausspült, bevor er sie in den Geschirrspüler stellt. »Bin gleich wieder da«, sagt er auf dem Weg hinaus zu mir.

Ich tauche meinen Löffel in die Suppe und esse weiter. Es war nett von Dylan, mir etwas zu essen zu geben. Er ist ein guter Freund. Außerdem ist es wohl kaum seine Schuld, dass ich Sachen will, die ich nicht haben kann.

Einen Augenblick später landen zwei Becher vor mir auf dem Tisch, und dann setzt sich Rickie auf Dylans Platz.

»Die zwei sind schwer zu ertragen, was?«

Autsch. Entweder bin ich eine furchtbar schlechte Schauspielerin oder Rickie ist wie ich der Meinung, dass sie ein schreckliches Paar abgeben.

»Das mit ihr wird nicht lange halten«, sagt er. »Der Sex ist bestimmt toll, aber er langweilt sich schnell.«

»Ist mir auch schon aufgefallen«, murmele ich, ehe ich mir einen Chip in den Mund schiebe.

Rickie schenkt mir kurz ein breites Lächeln. Ich mag Dylans Mitbewohner, aber er schüchtert mich ein wenig ein. Er spricht Deutsch und Französisch, und er hat einen Ohrring. Seine Klamotten sind ganz anders als die von Dylan. Heute Abend trägt er zerrissene Jeans und schwarze Lederstiefel, die niemals die Arbeit auf einer Farm überstehen würden. Sein Vintagehemd steht fast bis zum Bauchnabel offen und enthüllt kunstvolle Tattoos.

In Gegenwart mancher Menschen wird meine Naivität noch offensichtlicher. Rickie ist einer davon.

Er schiebt mir einen Becher Apfelpunsch zu. »Erzähl mir was über deine Geschichte.«

»Wie meinst du das? Ich bin bloß wegen Algebra hier.«

»Hmmm.« Er öffnet eine Flasche Rum und kippt jeweils einen ordentlichen Schluck in unsere beiden Becher. »Ich meine, deine eigentliche Geschichte. Erzähl mir, wie du hier auf der Moo U gelandet bist.«

»Kennst du den Teil denn nicht schon?« Ich hatte schlicht angenommen, dass Dylan meine ungewöhnliche Geschichte schon erwähnt hat. *Wunder dich nicht über diese idiotische Freundin von mir. Sie kann nichts dafür, sie ist in einer Sekte aufgewachsen.*

»Ich möchte es von dir hören«, sagt er.

»Tja, es ist *dein* Mittwochabend. Schätze, wenn du es eben so willst, dann hör dir meinen Bockmist an.«

Als er plötzlich auflacht, sieht er gut fünf Jahre jünger aus. »Ich steh total auf den Bockmist anderer Leute, Chastity. Schieß los.«

Ich ziehe den Punschbecher näher zu mir, während ich überlege, was ich sagen soll. »Mit neunzehn bin ich aus der religiösen Gemeinde im Westen abgehauen, in der ich aufgewachsen bin. Ich konnte mir nur eine Busfahrkarte bis zur Grenze von New York leisten. Und das restliche Stück bin ich dann gelaufen und per Anhalter gefahren.« Gott sei Dank war Sommer, sonst wäre ich erfroren.

»Wie war es dort? In der Gemeinde, meine ich.«

»Ähm ...« Was soll ich sagen? Ich spreche nicht oft darüber, weil es seltsam und peinlich ist. »Mal überlegen. Das einzige Kleidungsstück, das ich bis zu meinem Weggang besaß, war das sogenannte Paradieskleid. Stell dir Laura Ingalls von *Unsere kleine Farm* in pastellfarbenem Polyester vor. Lange Ärmel, langer Rock. Mit hochgeschlossenem Kragen.« Ich lege eine Hand an meine Kehle. »Man durfte keine Haut zeigen, weil das als sündig galt. Zu den Kleidern trugen wir Wanderstiefel vom Schuh-Discounter.«

»Ach du Scheiße«, sagt er und pustet über den Apfelpunsch in seinem Becher. »Modemäßig war es also eine Katastrophe. Aber wie ging es da so zu? Was hast du den ganzen Tag gemacht?«

»Hausarbeit. Gekocht, geputzt und genäht. Nach der dritten Klasse habe ich keine richtige Schule mehr besucht. Man wollte sowieso nicht, dass wir klug werden. Es ging nur um Gehorsam. Sie wollten nicht, dass wir hinaus in die Welt der Sünder gehen und uns fragen, warum wir das, was andere Kinder haben, nicht auch haben können. Da kommt man bloß auf dumme Gedanken. Mit sieben habe ich mal um ein Paar neue Schuhe gebeten, wie sie ein anderes Mädchen in der Schule hatte. Stattdessen habe ich eine Ohrfeige bekommen.«

»Wow.« Rickie betrachtet mich mit unverhohlener Faszination. Er hat einen hypnotisierenden Blick. Seine Augen sind grau, mit einem dunkleren Ring um die Iris. »Sie dachten also, ihr könntet dahinterkommen, dass Polygamie verboten ist?«

»Vielleicht«, sage ich ausweichend. »Aber es hätte nicht viel geändert, wenn wir es gewusst hätten. Deshalb gibt es ja Gehirnwäsche. Wir saßen sonntags sechs Stunden lang in der Kirche. Der Prediger verbrachte viel Zeit damit, uns einzutrichtern, wie *besonders* wir sind.« Ich verdrehe zwar die Augen, doch meine Lässigkeit ist gespielt. Zwei Jahre sind keine besonders lange Zeit, und ein Teil von mir glaubt immer noch einiges von dem, was mir gelehrt wurde.

Diesen Aspekt kann ich keinem Außenstehenden erklären. Alles, was unser Himmlischer Pastor je erzählt hat, war großer Schwachsinn. Aber manches davon war eben sehr ansprechender Schwachsinn. Ich werde niemals dorthin zurückkehren, und ich vermisse die Ranch überhaupt nicht. Aber es *gefiel* mir, zu hören, dass ich Teil einer besonderen Mission Gottes sei und in dieser Welt eine einzigartige Bestimmung erfülle.

Man kann sagen, was man will, aber es war leichter, in einer Welt zu leben, deren Regeln ich kannte. Auch wenn ich sie nicht immer befolgt habe.

»Wie kam es, dass du schließlich beschlossen hast, von diesem super, super besonderen Ort abzuhausen?« Rickie blickt mich forschend mit seinen ernsten Augen an.

»Na, das ist erst recht eine Geschichte.« Ich stoße ein unbehagliches Lachen aus. »Mit sechzehn habe ich mir einigen Ärger eingehandelt. Ich war mit einem Jungen auf dem Rücksitz eines Wagens.«

»Du Luder!«, sagt Rickie schnaubend. Er macht zwar nur Spaß, aber ich versteife mich dennoch. Denn der Junge und ich wurden erwischt, und danach haben sie mich noch viel, viel Schlimmeres geschimpft.

»Er wurde rausgeworfen«, sage ich.

»Aus dem Wagen?« Rickie nippt an seinem Punsch.

»Nein, aus der Gemeinde.«

Rickie starrt mich an. »Für immer?«

»Natürlich. Die Söhne dürfen niemals mit den Töchtern allein sein. Das ist verboten. Aber ich, ähm, wollte wissen, was hinter dem ganzen Aufstand steckt. Wenn einem jeden Sonntag von der Sünde gepredigt wird ...«

Ich glaube, den Satz kann ich nicht zu Ende bringen. Allein bei der Erinnerung daran, wie ich in dieser Garage saß und Zachariah küsste, bekomme ich heiße Wangen. Seine Hand lag auf meinem nackten Oberschenkel. Ich wollte *unbedingt*, dass er sie höher schiebt. Und dann? Die Katastrophe.

»Nach mir hat die Sünde auch schon immer geschrien«, sagt Rickie lächelnd. »Was man auch Dummes anstellen kann, ich hab's getan.«

Ich kann nicht anders, als sein Lächeln zu erwidern. Ich trinke einen großen Schluck von dem dampfenden Apfelpunsch. Durch den Rum ist da ein Brennen, an das ich nicht gewöhnt bin, aber ich mag es irgendwie.

»Und was ist dann mit dir passiert? Nachdem du den Jungen geküsst hattest?«

»Oh.« Ich stelle den Becher ab.

Dieser Teil der Geschichte ist nicht besonders lustig. Nach einigen glückseligen Minuten wurden wir von der schlimmsten Person überhaupt erwischt – nämlich von meinem rachsüchtigen Onkel Jephtha. Es kam gar nicht infrage, dass er es unter den Teppich kehrte. Er berief die Ältesten ein ...

»Wir wurden bestraft«, sage ich, und es kommt piepsig heraus.

»Scheiße, Chastity«, sagt Rickie. »Tut mir leid, wenn ich eine schmerzhaftere Erinnerung geweckt habe.«

»Ach, schon gut«, sage ich, aber meine gepresste Stimme straft mich Lügen. Ich trinke einen Schluck. »Ich habe Zach drei Jahre lang nicht wiedergesehen. Das

Schlimmste war die Ungewissheit, ob er noch am Leben ist.« Nacht für Nacht lag ich im Bett und versuchte mir vorzustellen, was der obdachlose Zach wohl machte. »Über die Außenwelt wusste ich nichts, deshalb stellte ich mir Sachen vor, die ich aus der Bibel kannte – Bettler am Straßenrand, die versuchen, etwas in den Magen zu bekommen.«

Rickies Augen werden rund vor Staunen. »Was hat er denn gemacht?«

»Ach, er ist per Anhalter nach Vermont gefahren. Kennst du die Nachbarn der Shipleys, Leah und Isaac? Er wusste, wohin sie zusammen abgehauen waren, und es war nicht allzu schwer für ihn, sie ausfindig zu machen.« Damals wusste ich das alles jedoch nicht – ich glaubte, er wäre tot. »Zach sagt, rausgeschmissen zu werden, war das Beste, was ihm passieren konnte. Und heute ist er einer der glücklichsten Menschen, die ich kenne.«

»Aha. Aber was ist mit *dir*?«, fragt Rickie. »Dich haben sie nicht rausgeworfen?«

Ich schüttelte langsam den Kopf. »Ich bekam eine Tracht Prügel. Sie mussten an mir ein Exempel statuieren. Wer sich mit einem Jungen auf die Rückbank eines Autos begibt, wird blutig geschlagen. Mindestens zehn Männer haben sich mit dem Riemen abgewechselt. Ich konnte eine Woche lang nicht sitzen, so wund war mein Hintern.«

Rickie fallen fast die Augen raus. »*Du lieber Gott.*«

Doch ich bringe es nicht über mich, Rickie vom Allerschlimmsten zu erzählen – dass ich dabei nackt war. Das war die eigentliche Strafe, glaube ich. Die giftige Mischung aus Schmerz und tiefster Demütigung. Es macht mir nichts aus, Rickie zu erzählen, wie schlimm sie meine Haut zugerichtet haben, aber über ihr Gelächter kann ich nicht sprechen. *Schlampe*, nannten sie mich. *Dirne*. *Hure*. Die Stimmen werden mir für immer im Ohr bleiben.

»Die Narben habe ich immer noch«, sage ich aufgesetzt munter.

»Danach bist du also weggelaufen?«

»Nee. Ich hatte noch nicht rausgefunden, dass Abhauen möglich ist. Aber als ich siebzehn wurde, wollte mich keiner zur Frau nehmen, weil ich befleckt war.«

Rickie schnaubt angewidert.

»Es, äh, stimmte gar nicht. Aber das spielte keine Rolle. Und jetzt wird es spannend: Mir wurde klar, dass ich im Grunde eine Aussätzige bleiben würde. Also fragte ich meinen Stiefvater nach einem Job, und er besorgte mir einen wirklich ungewöhnlichen – einen außerhalb der Gemeinde. Ich wurde Kassiererin in einer Drogerie.«

»Na, das nenne ich mal ein Leben.« Rickie grinst.

»War es tatsächlich! Ich kam jeden Tag raus und konnte in der Welt herumspitzeln. Du hast keine Ahnung, wie viel Spaß es mir gemacht hat, Süßigkeiten und Aspirin zu verkaufen. Und Zeitschriften – ich habe hinter dem Tresen *Seventeen* und *Allure* gelesen. Das verdiente Geld durfte ich allerdings nicht behalten. Mein Gehalt ging auf das Bankkonto meines Vaters. Ich habe nie Geld gesehen, bis sich schließlich ein Weg fand, welches abzuzwacken.«

»Du bist faszinierend, Chastity.«

»Ach, bitte.«

»Ich mein's ernst.« Er nimmt meinen leeren Becher. Ich weiß nicht mal, wann ich ihn ausgetrunken habe. Er war ruckzuck leer. »Wie hätte dein Leben ausgesehen, wenn das alles nicht passiert wäre?«

»Sie hätten mich an meinem siebzehnten Geburtstag mit einem alten Mann verheiratet, den die Ältesten für mich ausgewählt haben. Ich hätte eine Fünf-Minuten-Trauung während der Sonntagsmesse bekommen. Und dann wäre ich aus meinem Elternhaus ausgezogen, um mit demjenigen zusammenzuleben.«

»Und dann die Hochzeitsnacht.« Er betrachtet mich über den Rand seines Bechers hinweg. »Ich schätze mal, Verhütung kam auch nicht infrage.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich hatte noch nie etwas von Verhütung gehört, bis ich irgendwann anfang, bei der Arbeit in der Drogerie die Angaben auf den Verpackungen zu lesen. Kinder zu gebären war unsere wichtigste Aufgabe. Das wurde mir jeden Sonntag vermittelt.«

Ich verschweige dabei, dass ich mich darauf gefreut hatte. Wenn unser Himmlischer Pastor über die ehelichen Pflichten einer Frau sprach, richtete ich mich immer auf der Kirchenbank auf. *Legt euch zu eurem Ehemann und gebt euren Körper Gott hin. Empfängt seine Liebe. Empfängt seinen Samen. Bringt eine neue Generation hervor, die in unserem Tempel beten wird.*

Ich konnte es gar nicht *erwarten*, mich zu meinem Ehemann zu legen und seinen Samen zu empfangen. Mit sechs fragte ich einmal einen gleichaltrigen Jungen, ob er mit mir übt. Er hat es gepetzt, und wir bekamen beide den Hintern versohlt. Als wir fünfzehn waren, wurde jener kleine Junge aus der Gemeinde geworfen. (Gott sei Dank nicht meinetwegen.)

Aber ich erinnere mich immer noch an sein Lächeln. Sein Name war Jacob, und er hatte strahlend blaue Augen. Ich hatte schon immer zu viel für Jungs übrig. Irgendwann lernte ich, es zu verbergen, doch es blieb meine heimliche Scham. Das Kreuz, das ich zu tragen hatte.

So ist es noch immer. Seit dieser Knutscherei mit Zachariah auf dem Rücksitz des Autos hat mich kein Mann mehr berührt. Doch ich wünschte, das würde einer tun.

Vorzugsweise Dylan.

Doch für den Moment habe ich meinen eigenen Bockmist satt. »Du bist dran, Rickie. Wie lautet deine Geschichte?«

Mit einem frechen Grinsen schiebt er mir meinen aufgefüllten Becher Apfelpunsch rüber. »Ich bin ein Soldatenkind. Habe bis zu meinem achtzehnten Geburtstag schon an zehn verschiedenen Orten gelebt.«

»Kannst du deshalb Französisch?«